



So wie Anhelina, 7, ist jedes zweite Kind in der Ukraine auf der Flucht.



Die dreijährige Anastasia hat die Nacht in einer Turnhalle in Lublin verbracht.



Nikita, 15, mit seiner Grossmutter Larisa: «Putin hat uns alles genommen.»

Text: SACHA BATTHYANY Fotos: HELMUT WACHTER

# Der Krieg und der Krebs

Über 40 krebskranke Kinder flohen aus der Ukraine nach Küsnacht an den Zürichsee. Von der Kriegshölle ins Paradies. Finden sie hier ihren Frieden?

# A

ALS DER BUS ENDLICH LOSFÄHRT, voller krebskranker Kinder aus der kriegsversehrten Ukraine, ist es plötzlich ganz still. Sie waren vor Minuten noch so aufgereggt gewesen, verstaute ihre Taschen, platzierten ihre Stofftiere, rangelten um die Fensterplätze. Aber jetzt, da der Bus an den letzten Wohnhäusern und Tankstellenshops vorbeischiebt, bevor er auf die Autobahn Richtung Westen biegt, halten sie sich an ihren Müttern und Geschwistern fest. Kein Wort ist zu hören, kein Rascheln, kein Lachen. Nur fröhliche Kinder machen Lärm.

Sie wissen nicht, was sie in der Schweiz erwartet. Sie wissen nicht, wie es ihren Vätern zu Hause in der Ukraine geht. Werden ihre Spielsachen noch da sein, wenn sie zurückkommen? Werden die Grosseltern leben? Wird es ihr Land noch geben?

Der Krebs und der Krieg, diese Kinder tragen beides in sich.

## SELENSKI STATT GANDHI

Ein paar Tage zuvor steht Alexander Lüchinger vor seinem Haus in Küsnacht, Kanton Zürich, es ist drei Uhr morgens, tiefschwarze Nacht. Zufrieden steigt er in einen der beiden Busse, die er organisierte, um die Kinder an der polnisch-ukrainischen Grenze abzuholen und in die Schweiz zu bringen: Es läuft alles nach Plan. Er sitzt in der ersten Reihe, das Handy vor sich, den Laptop, die Funkgeräte, Lüchinger hat alles bis ins Detail geplant, 1550 Kilometer, über Nürnberg, Dresden, Lodz, er hat den Abendverkehr um Warschau natürlich mit einberechnet.

Alexander Lüchinger, 69, studierter Maschineningenieur, arbeitet als Unternehmer seit 35 Jahren im Energiebereich in verschiedenen osteuropäischen Ländern. Meist ging es um Fragen der Energieeffizienz und des Umweltschutzes, um die Sanierung von Fernwärmanlagen, um grosse, halbstaatliche Projekte, die er über Jahre gemeinsam mit den Behörden vor Ort koordinierte. Auch in der Ukraine, in Schitomir und Winnizja, wenige Autostunden westlich von Kiew.

Am 24. Februar, als dieser Krieg begann, flogen auch die ersten Raketen auf Schi-

tomir und trafen ein Trainingszentrum der ukrainischen Spezialeinheit, Schulen, ein Geburtshaus, Wohnblocks, die städtische Wasserversorgung, mehr als hundert Soldaten starben seitdem, neun Zivilisten, sagt der Bürgermeister Serhi Suchomlin. Er dankt allen Menschen aus dem Westen, die Kleider spenden, Spielzeug und Medikamente. «Was wir aber wirklich brauchen, sind Helme, Kevlarwesten, Waffen und Busse. Wir müssen einen Krieg gewinnen.»

Suchomlin zeigt seine Kalaschnikow, die neben ihm auf dem Schreibtisch liegt, er sei eigentlich Pazifist, sagt er, bei ihm im Büro hing bis vor wenigen Wochen ein Porträt Mahatma Gandhis. Aber als die Russen begannen, seine Stadt zu belagern, nahm er Gandhi von der Wand - und hängte Wolodimir Selenski auf.

«Wir sind jetzt in der DDR», sagt Lüchinger, es ist neun Uhr morgens, ein nebliger Märztag, sechs Stunden schon ist er unterwegs Richtung ukrainische Grenze, blickt auf karge Felder, Hof, Plauen, hier irgendwo verlief der Eiserne Vorhang. Er habe zwei Tage nach der russischen Invasion einen Vortrag an der ETH besucht, als er den Entschluss fasste, seine Mitarbeiter und ihre Familien aus Schitomir, die er seit Jahren kennt, aus dem Bombenhagel in die Schweiz zu holen. Aus Lüchinger, dem Unternehmer, wurde ein Fluchthelfer. «So kam das», sagt er.

Es ist ein kurzer Satz, der den Kern dieses Alexander Lüchinger gut einfängt, Generalstabsoffizier der Schweizer Armee, wetterfeste Hosen mit Klettverschlüssen, misstrauischer, aber gutmütiger Blick: Ein Mann der Tat.



Innerhalb weniger Tage sammelte er Lebensmittel, Kleidung, Handybatterien, einfache Drohnen, und reiste an die Grenze. Er gab das Material ab und lud die Menschen ein. Auf dem Rückweg in die Schweiz erreichte ihn die Nachricht des Bürgermeisters von Schitomir, ob er nicht noch eine Gruppe krebskranker Kinder holen könne. Lüchinger schrieb zurück: «Let's do this.» So kam das.

«Die Erinnerungen an meine militärische Ausbildung kommen wieder hoch», sagt er im Bus, wir sind irgendwo in Sachsen. In den achtziger Jahren, auf dem Höhepunkt des Ost-West-Konfliktes, hätten sie in der Armee dauernd darüber diskutiert, wie lange es dauert, bis die Russen am Bodensee stünden, hätten Karten studiert, Strategien durchgespielt, die Vorwarnzeit analysiert. «Vierzig Jahre später holt uns der Kalte Krieg wieder ein, wer hätte das gedacht?» Fassungslos klickt er sich durch die Schlagzeilen einer neuen Welt: Bomben auf Mariupol, Bomben auf Vororte Kiews, Millionen von Flüchtlingen, steigende Militärbudgets in Polen und Deutschland, drohende Hungersnot in Afrika aufgrund explodierender Weizenpreise. «Die Kinder und Mütter, die wir retten, sind ja doch nur ein Tropfen auf den heissen Stein.» Lüchinger hält seine Emotionen zurück, an den Zuckungen um seine Mundwinkel erkennt man sein inneres Beben. Rast in Chemnitz. Hotdog, Wasser, Weiterfahrt.

## KINDER AUF DER FLUCHT

Lublin, 340 000 Einwohner, ist die erste grosse Stadt nach der ukrainischen Grenze und seit dem Krieg so etwas wie ein Sammelbecken für alle, die vor den russischen Granaten nach Polen fliehen. Täglich kommen Hunderte von Flüchtlingen in Bussen an. Am Bahnhof stapeln sich bunte Kinderrucksäcke, die Mütter laden ihre Telefone auf und erhalten warme Suppe. Von hier reisen sie weiter nach Europa, aber viele bleiben in der Hoffnung, bald zurückzukehren in die zerbombte Heimat. Sie übernachten bei Gastfamilien, in Studentenheimen und Schulen, die in den vergangenen Wochen zu Flüchtlingslagern umfunktioniert wurden. Die Einwohnerzahl Lublins hat sich in den ersten zwanzig Tagen des Krieges um zehn Prozent vergrössert. Auch Lüchingers krebskranker Kinder aus Schitomir haben die Nacht auf armeegrünen Feldbetten in einer Turnhalle ausserhalb der Stadt verbracht.

Dass keine Stunde von hier Krieg herrscht, merkt man in Lublin auch an der



Alexander Lüchinger, vom Unternehmer zum Fluchthelfer: «Niemand wird zurückgelassen.»



Yuri, 18, im polnischen Flüchtlingslager: «Man hat mir lange nicht geglaubt, dass mit meinem Körper etwas nicht stimmt.»

Präsenz der internationalen Hilfswerkszene. Die Hotels sind voller NGO-Mitarbeiter, die man an den bunten Logos ihrer Faserpelze erkennt und die sich am Frühstücksbuffet, während sie sich blasses Rührei auf ihre Teller schaufeln, andächtig zunicken. Von hier verteilen sie die Tonnen an Hilfsgütern, die aus der ganzen Welt in Lublin eintreffen, in ukrainische Städte wie Irpin, Tschernihiw oder Slawutitsch, die man im Westen vor Wochen kaum kannte und nun zu Mahnmalen wurden dieses Krieges, den niemand vorhersah.

«Jedes zweite Kind in der Ukraine ist auf der Flucht», sagt James Elder vom Kinderhilfswerk Unicef, «seit dem Zweiten Weltkrieg haben wir so etwas nie mehr gesehen.» Über 50 Spitäler wurden bereits getroffen, Schulen, Gebärdhäuser, Kindergärten, erzählt Elder, der sich in Lwiw befindet, im Westen des Landes. Viele schwangere Frauen erlitten aus Schock Frühgeburten und sässen im Bombenhagel fest, ukrainische Ärzte würden von Russen festgenommen, behauptet Elder. Es mangle an Sauerstoff, Wasser und Medikamenten. An den Bahnhöfen des Landes würden sich unfassbare Szenen abspielen: «Eltern setzen ihre Kinder allein in den Zug, in der Hoffnung, dass sie es über die Grenze schaffen.»

Erst neulich hat Elder mit einem 15-jährigen Jungen gesprochen, der auf eine Mine getreten war und seine Beine verlor. «Er lag nach der Explosion unter einem Auto und musste zusehen, wie seine Mutter verblutet. Es ist so entsetzlich.»

Schaffen es die Mütter und Kinder über die Grenze, sind sie zwar vor Bomben geschützt, aber deswegen nicht in Sicherheit. Polnische Menschenrechtsorganisationen warnen vor Zuhältern und Menschenhändlern, die die Verzweiflung und das Chaos ausnutzen und es vor allem auf junge ukrainische Frauen abgesehen hätten. «Wir haben beobachtet, wie sie vor den Flüchtlingslagern in Lublin herumlungern, nicht nur Männer, auch Paare aus ganz Europa, und warten, bis sich eine Möglichkeit ergibt, sich einer der jungen Frauen zu nähern. Sie bieten Mitfahrgelegenheiten an, versprechen einen guten Job, eine neue Zukunft», sagt Karolina Wierzbńska von der Organisation «Homo Faber».

Die Organisation «Missing Children Europe» behauptet, dass Kinder auf der Flucht aus der Ukraine immer wieder spurlos verschwänden. Die Situation an der Grenze, nicht nur in Polen, auch in Ungarn oder der Moldau, sei derart unübersicht-

lich, dass man Helfer von Tätern kaum unterscheiden könne. Gemäss Unicef verschwanden in den ersten drei Wochen des Krieges 500 Kinder allein an der rumänischen Grenze. Sie reisten ohne ihre Eltern, sie wollten dem Krieg entfliehen – und gerieten in falsche Hände.

**«NIEMAND WIRD ZURÜCKGELASSEN»**  
Voller Tatendrang steht Alexander Lüchinger am nächsten Morgen vor der Turnhalle, in der die Kinder übernachteten. Er hat Listen in der Hand mit den Namen und Diagnosen und bespricht sich mit Tetiana Samoiliuk, einer Ärztin aus der Ukraine, die die jungen Patienten auf ihrer Flucht in die Schweiz begleitet. «Der Krebs hat das Leben dieser Kinder gezeichnet, jetzt kommt der Krieg hinzu.» Viele seien im Schock, deshalb wirkten sie, als seien sie sediert. «Sie verstehen nicht, was gerade mit ihnen und ihrem Land passiert.»

Aber wer tut das schon?

Lüchinger verteilt sie alle auf die Busse, hakt die Namen auf der Liste ab, «niemand wird zurückgelassen», sagt er, das alte Militärcredo, und er verteilt Schokolade, Lollipop, später erhalten sie vom Walliser Busunternehmen einen Bergkristall, der Kraft spenden soll. 18 Stunden dauert die Rückfahrt, Lüchinger will um neun Uhr morgens ankommen: aus der zerstörten Ukraine per Car bis nach Küsnacht an den Zürichsee, wo die Frühlingsprimeln in den Vorgärten der Terrassenvillen blühen und die Menschen oft nicht wissen, wie gut es ihnen geht. Vom Krieg in den Frieden:

Irina sitzt neben ihren drei Kindern Natalia, Mikhail und Karina. Sie kommen

**«Warum herrscht Krieg, Mama? Wie wird unser Leben in der Schweiz, Mama?»**

aus einer Kleinstadt an der weissrussischen Grenze. Als sie eine Woche zuvor einen Anruf vom regionalen Krankenhaus erhielt, man habe ihre Tochter Karina ausgewählt, in die Schweiz zu fahren, wusste sie erst nicht, ob sie sich freuen soll. Karina, 12, hat Leukämie, sie braucht Medikamente, braucht regelmässige Therapie, erzählt ihre Mutter, der Bus ist bereits irgendwo in Deutschland. «Aber ich wollte meinen Mann nicht verlassen, der an einem der Checkpoints steht und unser Land verteidigt.» Es gehe nicht nur um die kranke Tochter, auch um die Zukunft der anderen beiden mache sie sich Sorgen. Ständig werde sie von ihren Kindern mit Fragen gelöchert: Warum herrscht Krieg, Mama? Wie wird unser Leben in der Schweiz, Mama? Wann gehen wir zurück? «Aber ich habe keine Antworten.»

Ein paar Reihen hinter ihr sitzt Larisa mit ihrem Enkel Nikita, 15, der an Hirnkrebs erkrankt ist. Sie wohnten im fünften Stock eines alten Sowjetbaus ausserhalb Schitomirs. Sie hatten schon vor dem Krieg ein beschwerliches Leben, weil Nikita nach seinen Operationen kaum mehr laufen könne. «Doch Putin hat uns alles genommen.» Nikitas Mutter kümmere sich zu Hause um die restlichen Kinder, der Vater habe bereits im Donbass 2014 gegen die Russen gekämpft, erzählt Larissa, die Grossmutter. Als es hiess, Nikita dürfe in die Schweiz, habe sie keine Sekunde gezögert: «Ich will doch nur, dass mein Enkel wieder gesund wird.»

So geht das Reihe für Reihe, Lymphkrebs, Knochenkrebs, jedes Kind hat eine viel zu dicke Krankheitsakte und Angst vor Metastasen, die sich im Körper ausbreiten wie feindliche Soldaten im eigenen Land. Und Tetiana Samoiliuk, 68, kennt sie alle.

Sie ist seit 44 Jahren Kinderärztin am Popilnianskaia-Spital in Schitomir. Als der Krieg am 24. Februar ausbrach, arbeitete sie in einer Praxis in der Nähe des Militärgeländes und hörte die Detonationen. Sie sah Granatsplitter, Explosionen, Tetiana Samoiliuks erster Gedanke aber galt den Kindern der Onkologie-Abteilung. «Ich rief den Direktor an und sagte ihm, wir müssen sie evakuieren. Sie haben hier keine Zukunft. Wir erstellten eine Liste und riefen die Eltern an. Die Kinder, die nicht mehr transportfähig sind, mussten wir leider zurücklassen.»

Im Bus ist es dunkel, die meisten schlafen schon, Tetiana Samoiliuks Leselicht scheint von oben auf ihre rötlich gefärbten



Tetiana Samoiliuk, ukrainische Ärztin: «Der Krebs hat das Leben dieser Kinder gezeichnet. Jetzt kommt der Krieg hinzu.»

Wird es ihr Land noch geben, wenn sie zurückkehren? Werden ihre Väter noch leben? Artem, 10 Jahre alt.



Panzer auf der polnischen Autobahn Richtung ukrainische Grenze.



Yuri in seinem neuen Zimmer in Küsnacht:  
«Meine Krankheit hat mich gelehrt zu kämpfen.»



Chris de Burgh singt gemeinsam mit den Swiss Gospel Singers in der Kirche in Küsnacht für die Opfer des Krieges in der Ukraine.



Noch ist die Solidarität grenzenlos. Die dreijährige Victoria auf der Terrasse des ehemaligen Altersheims in Küsnacht.

Haare. Seit ihr Mann im vergangenen Jahr an Corona gestorben sei, sagt sie, habe sie keine Familie mehr in der Ukraine. Sie habe sich geschworen, die Kinder in Sicherheit zu bringen und am Ende des Krieges mit ihnen wieder nach Hause zu fahren. Sie sind alles, was sie hat.

#### EIN LEISER HELD

Serhi Suchomlin, der Bürgermeister aus Schitomir, der Stadt, aus der die meisten dieser Kinder stammen, sagt, er sei der Schweiz und Lüchinger im Speziellen zu «grossem Dank verpflichtet». Seine Stadt liege an einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, sie verbinde die Hauptstadt mit dem Westen des Landes. «Es würde mich nicht erstaunen, wenn die Russen versuchen, uns plattzumachen.» Sie seien dabei, einen Abwehrriegel um Schitomir aufzubauen, umso wichtiger sei es für die Männer an der Front, zu wissen, dass ihre Angehörigen in Sicherheit seien. Lüchinger habe bereits vor dem Krieg seiner Stadt geholfen, indem er die Energieeffizienz erhöhte und die Luftqualität verbesserte. Jetzt rette er auch noch die kranken Kinder.

«Er ist einer, der uns hilft, unsere Sichtweise auf das Leben zu verändern», sagt Suchomlin, der Bürgermeister mit der Kalaschnikow. «Ein leiser Held.»

Es ist halb acht Uhr morgens, Lüchinger, der leise Held, nimmt das Mikrofon in seine Hand und sagt: «Willkommen in der Schweiz!» Die Mütter klatschen schläfrig, die Kinder schauen aus dem Fenster. Au, Kanton St. Gallen, das Erste, was sie sehen, sind Reklamen für schäbige Bordelle, von denen es im Rheintal nur so wimmelt. Pünktlich um neun kommen sie in Küsnacht an, einer der reichsten Gemeinden der Schweiz. Sie werden in der leerstehenden Alterssiedlung Sonnenhof untergebracht, den Blick auf den Zürichsee teilen sie mit Tina Turner, die in der Nähe eine Villa am Ufer besitzt.

Später kommt noch ein weiterer Bus mit ukrainischen Flüchtlingen an, 120 Mütter und Kinder werden hier in den nächsten Monaten auf fünf Stockwerken leben, während sich ihre Angehörigen in der Heimat im Bunker vor Streubomben verstecken. Viele beginnen zu weinen, als sie erfahren, dass sie von der Gemeinde 500 Franken Startgeld erhalten, weil sie denken, sie müssten es zurückzahlen; andere haben ein schlechtes Gewissen, geflohen zu sein, «ich schäme mich, an der Sonne zu sitzen, während meine Landsleute sterben», sagt eine Frau aus einem

**«Ich schäme mich, an der Sonne zu sitzen, während meine Landsleute sterben.»**

Vorort Schitomirs. Eine junge Mutter will in wenigen Wochen mit ihrem Sohn zurück, «mein Arbeitgeber droht, meine neue Stelle zu streichen, sollte ich länger fortbleiben». Es sind auch kleine Dramen, die die Geschichte dieses Krieges erzählen.

«Es ist ein Paradies», sagt Alexander Lüchinger leise. Er sitzt im Esszimmer des Altersheims, eine Woche ist vergangen seit der Busfahrt an die Grenze. Er sieht den Kindern beim Spielen zu, jemand habe einen Pingpong Tisch gespendet, bald würden sie mehrere Playstations erhalten und ein Fernsehzimmer einrichten. Lüchinger ist jetzt so etwas wie der Heimleiter dieser 120 Vertriebenen, «es fühlt sich an wie früher als Kompaniekommandant im Militär». Er habe soeben einen Coiffeur für seine Flüchtlinge organisiert, noch suche er einen Seelsorger. «Mit ihrem Schutzstatus S dürfen sie gratis mit dem Zug fahren, und sie werden im Kinderspital von Spezialisten untersucht», sagt er. «Anderen Flüchtlingen geht es wahrscheinlich weniger gut», fügt er nachdenklich hinzu, als wäre es ihm unangenehm.

Noch ist die Solidarität grenzenlos. Täglich würden sich Freiwillige melden, sagt Lüchinger, die Gemeinde Küsnacht spendet 100 000 Franken. «Es soll ihnen gut gehen bei uns», sagt auch Gemeindepräsident Markus Ernst. Er hätte ähnlich gehandelt, wenn es Menschen aus Syrien oder Eritrea gewesen wären, «obwohl uns das Schicksal der Ukrainer direkter berührt, sie kommen aus demselben Kulturkreis, vielleicht sind sie uns deshalb näher?» Selbst aus St. Moritz meldete sich der Gemeindepräsident und liess fragen, ob er etwas für die Kinder tun könne?

Am Sonntag, keine zehn Tage nachdem die Kinder und Mütter aus Schitomir in Küsnacht ankamen, findet in der Kirche ein Benefizkonzert für ukrainische Kriegsoffer statt. Der Pfarrer Andrea Marco Bianca hält eine bewegende Rede, es geht nicht um Nationen, ruft er den Zuhörern zu, es geht um Menschen. Der irische Sänger Chris de Burgh tritt mit den Swiss Gospel Singers auf, singt John Lennons berühmte Zeilen: «Imagine there's no countries / It isn't hard to do / Nothing to kill or die for / And no religion, too», und erklärt, wie nahe ihm dieser Krieg gehe, auch deshalb, weil seine Tochter Rosanna nach 14 Fehlgeburten eine ukrainische Leihmutter aufgesucht habe, die ihr Kind austrug. «Nastia, die Leihmutter, fürchtet nun um ihr Leben und versteckt sich in einem Bunker in Odessa.» Es wird getanzt, gesungen und geweint, «ich habe die Küsnachter noch nie so emotional und geeint erlebt», sagen zwei Frauen nach dem Konzert. Sie legen das eine oder andere Nötchen in den Spendenkorb, fallen sich in die Arme und feiern auch ein wenig sich selbst.

#### «WIRD MAN AN UNS DENKEN?»

Oben im Sonnenhof, wo die Kinder und Mütter aus Schitomir leben, keine fünf Minuten von der Kirche entfernt, ist es in den meisten Zimmern dunkel. Yuri, 18, ist eines der ältesten Kinder von Lüchingers Gruppe. Er hält sein Telefon fest in der Hand, auf dem er nach englischen Wörtern sucht, wenn sie ihm nicht einfallen.

«Ich leide an Lymphkrebs», sagt er. Lange habe man ihm nicht geglaubt, dass mit seinem Körper etwas nicht stimme, habe gedacht, er würde nur simulieren. «Meine Erkrankung hat mich gelehrt zu kämpfen. Es braucht Ausdauer und den Glauben daran, wieder gesund zu werden, sonst schaffst du es nicht. Und du musst Rückschläge gut wegstecken können.»

Der Krebs ist wie der Krieg. «Wir stehen erst am Anfang», sagt Yuri, aber was, wenn die Russen noch jahrelang in der Ukraine bleiben? Wenn noch viel mehr Menschen flüchten, nicht nur Kinder, auch Männer und Alte, und sich die Ukraine langsam entvölkert. «Wird man uns in der Schweiz noch wollen? Wird man noch von uns reden, oder werden wir vergessen?»

Er lacht verlegen, entschuldigt sich und hinkt zurück in sein Zimmer. ■

Wer die ukrainischen Kinder in Küsnacht unterstützen will, kann sich beim Autor dieses Textes melden: [sacha.batthyany@nzz.ch](mailto:sacha.batthyany@nzz.ch)